

XL-Leseprobe „Weltenwacht“

© Alexander Drews, Hybrid Verlag

I

»Verlie-hiebt, verlie-hiebt. Katja ist verlie-hiebt!«

Ich knüllte meine Frühstücksserviette zusammen und warf sie in Kendras Richtung. Im Flug entfaltete sie sich und stürzte mit unglücklicher Präzision genau über der offenen Butterdose ab.

»Also, Katja, wirklich.« Meine Mutter fischte die Überreste des verunglückten Wurfgeschosses aus der Butter und beförderte es mit den Fingerspitzen in den Abfallbehälter.

»Sie hat angefangen«, verteidigte ich mich und deutete auf meine kleine Schwester.

»Du bist die Ältere und musst über solchen Dingen stehen.« Ungerührt nahm sich meine Mutter eines der Brötchen und schnitt es auf, als gehe sie das Ganze nichts an. Dieses Verhalten kannte ich nur zu gut. Jetzt würde eine »beiläufige« Frage folgen, ein Versuch, irgendetwas herauszufinden, von dem sie meinte, sie als meine Mutter müsse das wissen. »Außerdem«, fuhr sie fort, »ist das etwas Schönes. Die erste Liebe ist etwas ganz Wunderbares. Ich würde mich für dich freuen, wenn ...«

»Ich bin es aber nicht«, unterbrach ich sie und schob mein Frühstücksbrettchen zurück.

An jedem Schultag frühstückten wir, obwohl ich morgens nichts herunterbrachte.

Die halbe Stunde hätte ich lieber noch im Bett verbracht. Aber meine Mutter war der Ansicht, dass das Frühstück die wichtigste Mahlzeit sei und gerade in der Pubertät, bla bla. Also würgte ich brav jeden Morgen ein halbes Brötchen mit Marmelade und eine kleine, eine wirklich kleine Schüssel Cornflakes herunter, während meine Schwester sich den Bauch vollschlug und nebenbei fortlaufend Quatsch verbreitete. An jenem Tag besonders über mich.

»Kind, es ist doch nur normal, wenn ...«

Ich verdrehte die Augen und stieß einen Seufzer aus – normalerweise reichte das.

»Wer ist es denn? Ein Junge aus deiner Klasse?«

»Kora, wirklich!« Die Nennung ihres Namens hätte meine Mutter eigentlich zum Schweigen bringen müssen. Sie konnte ihn überhaupt nicht leiden – was ich sogar verstand. Was ich hingegen nie begreifen würde: wie jemand, der Kora heißt, seine Kinder auch noch Katja und Kendra nennen konnte.

»Es ist Lucas«, krakeelte Kendra. Ich sah mich nach einem weiteren Wurfgeschoss um, das ich ihr an den Kopf werfen könnte. Diesmal würde ich etwas Härteres nehmen.

Kora sah mich an. »Lucas? Wer ist Lucas?«

In ihren Augen spiegelte sich diese typische Mischung aus Freude und Besorgnis – »Hurra, meine Tochter hat einen Freund« – »O Gott, meine Tochter hat einen Freund«.

Nun, ich würde dafür sorgen, dass die Mischung verschwand.

»Lucas ist aus meiner Klasse. Und nein, ich hab' nichts mit ihm und will auch nichts

mit ihm haben.«

»Lüge. Lüge. Lügelügelüge!«

War es eigentlich verboten, seine Schwester in einer Müslischale zu ertränken?

»Katja, Liebes!« Meine Mutter legte ihr Brötchen beiseite und sah mich an. »Du kannst es mir ruhig sagen. Ich bin deine Mutter.«

»Erstens – da gibt es nichts zu sagen. Wieso glaubst du den Quark, den die da verzapft?« Damit zeigte ich auf Kendra, die gerade grinsend in ihr Marmeladenbrötchen biss. »Und zweitens ...«, ich stutzte. Nein, eigentlich war damit alles gesagt. Zwischen Lucas und mir lief nichts. Würde es auch nie. Er stand nur auf niedliche, kleine, gelockte Blondchen – also fiel ich mit meinen fast 1,70 Metern und meinen langen, aber glatten und schwarzen Haaren nicht in sein Beuteschema – und ich stand nicht auf Jungs, die auf niedliche, kleine, gelockte Blondchen stehen; so einfach war das.

»Zweitens?«, fragte Kora.

»Wie, zweitens?«

»Du meinstest, erstens ... und dann zweitens.«

Ach ja. »Ja, nix zweitens. Zweitens fällt aus.«

»Aber wie findest du ihn denn so?«

»Gar nicht. Er ist eben da. Es gibt keine Maschine, die messen kann, wie egal er mir ist.« Ich zog demonstrativ die Schultern hoch.

»Ja, ja«, meinte meine Mutter und setzte dieses Lächeln auf. Ich ballte unter dem Tisch die Fäuste und starrte Kendra an. Normalerweise konnte ich sie mit diesem Blick so einschüchtern, dass sie binnen Sekunden wegguckte. Eigentlich war ich auf diesen Blick ziemlich stolz. Meine Augen sind relativ groß und ihre Farbe ist so ein graugrüner Mischmasch, der die Tussi im Einwohnermeldeamt beim Ausstellen meines Persos in die Verzweiflung getrieben hatte. »Augenfarbe? Was soll ich denn da reinschreiben?«

Dann hatte mir die Trulla fünf Minuten lang in die Pupille gestarrt, ehe sie sich für graugrün entschied.

Ich mochte graugrün. Lucas hingegen gefiel blau besser. Und wenn schon!

»Bäh«, machte Kendra. »Sie guckt mich schon wieder so an. Mama! Katja guckt mich wieder so an.«

Ich hob abwehrend beide Hände. »Ich mach doch gar nichts!«

»Benehmt euch. Alle beide!« Koras Universalbefehl, wenn sie nicht wusste, was sie mit uns machen sollte.

Ich erhob mich und deutete auf die Küchenuhr an der Wand. »Ich muss los.«

»Jetzt schon?«

»Ich muss Rachel noch was wegen Mathe fragen.« Das war zwar gelogen, aber ich hatte keine Lust, auch nur eine Sekunde länger als nötig hierzubleiben. Ich weiß, es klingt komisch, aber manchmal freute ich mich direkt auf die Schule. Naja, eigentlich war es eher so, dass ich mich freute, aus unserer Wohnung zu kommen. Zwei Zimmer, Küche, Bad – klingt nach viel, ist es aber nicht, wenn man zu dritt dort lebt.

»Also, bis später.« Ohne ein weiteres Wort abzuwarten, trat ich in den Flur, zog mir meinen Mantel über, schnappte meine Tasche und trat in die erfrischend kalte Novemberluft.

Halb sieben Uhr morgens. Zwanzig Minuten Schulweg. Schulanfang Viertel vor acht. Eigentlich hätte ich noch einen kleinen Umweg machen und an unserem alten Haus vorbeigehen können. Ich machte recht oft Umwege, wenn ich morgens zur Schule ging. Ich genoss es einfach, mal für mich zu sein und niemanden um mich zu haben, und mein Schulweg war dazu die einzige Gelegenheit am Tage. Manchmal tat ich es aber auch, um in Erinnerungen zu schwelgen. Als mein Vater noch bei uns war, lebten wir nämlich in einem schnuckeligen, kleinen Einfamilienhaus. Das heißt, so klein war es gar nicht; mit Garten und allem Drum und Dran. Bis mein Vater sich von heut' auf morgen aus dem Staub machte. Tolle Nummer. Ich wusste nicht, wieso er plötzlich auf die Idee kam, eine Weltreise machen zu müssen. Kora meinte zwar was von Vagabundenblut oder so ein Zeug, aber er hätte ja wenigstens nach der Weltreise zurückkommen können.

Alle zwei Monate bekam ich einen Brief von ihm, und Kora zwang mich dann dazu, ihm zu antworten. Kann man sich denken, dass meine Briefe immer recht knapp und emotionslos rüberkamen. Was erwartete er auch? Wenn ich ihm wirklich wichtig gewesen wäre, hätte er ja wenigstens mal anrufen können!

Ich entschied mich gegen den Umweg. In der Nacht hatte es geschneit und alles war mit einer dünnen Puderzuckerschneedecke überzogen. Sehr hübsch und romantisch, wenn man Winterspaziergänge mochte. Weniger schick, wenn man einen laaaangen Schultag vor sich hatte. Außerdem war es kalt. Verdammt noch mal, es war sogar arschkalt für November, und ich trug immer noch meinen leichten Herbstmantel. Schicker langer Schnitt; doch, der machte was her. Allerdings sah er wesentlich wärmer aus, als er tatsächlich war. Kora hatte mir zwar für diesen Winter einen neuen versprochen, aber wie es aussah, würde das wohl nichts werden. Ich hatte mir schon überlegt, ihn mir selbst zu verdienen, aber Arbeitsplätze für Fast-Sechzehnjährige waren nicht gerade dicht gesät.

Ich stapfte also über den frisch gestreuten Bürgersteig die Uelzener Straße hoch, während mir ein eiskalter Wind ins Kreuz blies, und atmete auf, als ich die Zuckerbäckerschule erreicht hatte.

Endlich ins Warme.

Ich hatte keinen Schimmer, welcher irre Architekt sich damals an diesem Bau ausgetobt hatte, aber irgendwie mochte ich unsere Schule. Offiziell nannte sie sich Ludwig-Renn-Schule, doch sie hatte noch zahllose andere Namen: Schreckenstein-Gymnasium für die, die es lieber gruselig mochten; Harry-Potter-Schule für Leute, die lieber Fantasy lasen als welche zu haben; und ich nannte sie eben Zuckerbäckerschule. Genau so sah sie nämlich aus mit ihren Erkern und Türmchen.

Als ich die Treppe hochging, hörte ich ein gerauntes »Na, wen haben wir denn da?« – die Stimme kannte ich. Das war Martin. Martin Holzkamp. Ich glaube, an jeder Schule gab es einen Martin Holzkamp. Natürlich hießen sie nicht immer so, und an sich waren sie bemitleidenswerte Kreaturen, aber sie machten es einem verdammt schwer, überhaupt Mitleid für sie zu empfinden.

Ich dämpfte meine Schritte und tappte langsam die restlichen Stufen hoch. Vor mir entfaltete sich der obere Flur, von dem die Klassenzimmer abzweigten. Natürlich war er um diese Zeit noch menschenleer, bis auf den hilflosen Trottel, der dumm genug

war, zu früh zur Schule zu kommen – und Martin mitsamt seinen Hilfsdödels natürlich, die ihm seinen Fehler klarmachen wollten.

Martin und seine Truppe hatten es sich zur Spezialität gemacht, gleich morgens vor Unterrichtsbeginn ihr Taschengeld aufzubessern, beziehungsweise aufbessern zu lassen. Natürlich nur von denjenigen, die dafür geeignet waren – die Newbie-Streber. Das bebrillte Frischfleisch. Zu viert hatten sie einen Fünftklässler umringt. Er stand mit dem Rücken zur Wand und war an der Grenze zum Losflennen. Ich weiß nicht mehr, wie das Opfer hieß, das Martin und seine Vollpfosten damals gerade in die Mangel nahmen, aber im Grunde war es eh immer derselbe Typ. Klein, schwächlich, Streber.

Künftiger Nerd. Also künftiger Großverdiener in der Informatikbranche.

Wenn ich mich mal verlieben sollte, dann wäre so ein Nerd gar keine schlechte Wahl, dachte ich. Mit dem als Ehemann würde ich nicht in einer Zweizimmerwohnung leben müssen.

»M... Martin, echt, morgen...«, stammelte das Opferlamm und blickte den Chefpeiniger mit aufgerissenen Augen an.

Martin schob einen Zeigefinger unter das Kinn des zukünftigen Nerds und hob seinen Kopf an. »Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle ...« Er brach ab und schnippte mit den Fingern.

»Öh«, machte einer seiner Kumpane, und ein anderer faselte was von wegen »... und machen Beute«, was ja nicht so ganz der korrekte Reim war, aber wenigstens reimte es sich überhaupt. Bei manchen fragte man sich ja wirklich, ob sie die Gym-Zulassung in der Lotterie gewonnen hatten.

»Ich schwör' es. Heute Nachmittag kriege ich wieder Taschengeld und dann bringe ich es morgen mit. Ich geb' dir auch mehr als sonst!«

»Natürlich gibst du mir mehr als sonst.« Martin grinste.

»Verzugszinsen, ist doch logo.«

»Logo, ja natürlich, logo.«

»Und damit du dich auch schön daran erinnerst«, Martin legte seine Hand um den Unterkiefer des Fünftklässlers und schüttelte sie, »bekommst du von meinem Freund Joachim noch eine kleine Mahnung. Ist doch fair, oder?«

Taschengeldjunge schielte schreckerfüllt zu Joachim rüber, der sich demonstrativ den rechten Ärmel hochkrempelte.

»Was sagst du? Fair oder nicht?«

»Sehr fair«, nuschte der Kleine aus seinem zusammengepressten Mund.

»Wie bitte?« Martin hielt sich die andere Hand ans Ohr. »Ich verstehe dich nicht!«

»Sehr fair«, wiederholte sein Opfer.

»Gut, du bist einverstanden. Hervorragend.« Martin stieß seine Hand vom Kopf des Anderen ab und trat einen Schritt zurück. »Dann, Joachim, bitte. Bevor noch einer von den Wachhunden kommt.«

»Jungs, meint ihr nicht, dass das reicht?«

Fünf Köpfe fuhren herum, fünf Augenpaare starrten mich an. Ich lehnte an einer der Säulen und tat gelangweilt. In meinem Innersten fragte ich mich allerdings, auf was ich mich da eingelassen hatte.

Schön, ich trug meine Stiefel mit den hohen Absätzen, was mich einen ganzen Kopf

größer machte als die Bande von Unterklässlern da vorne, aber nichtsdestotrotz war ich ein Mädchen. Mit der Betonung auf »ein«. Und die da waren zu viert. Mit der Betonung auf »viert«.

»Halt du dich da raus, Goth-Girl«, fauchte Martin. »Oder willst du von unserem Joachim hier einen Klaps auf deinen Knackarsch? Würde er gern mal tun.«

Goth-Girl?

»Ja, würd' ich gern tun. Würden wir alle gern tun«, bekräftigte Joachim.

Tja, da war guter Rat teuer. Mit einem würde ich fertig werden, aber mit vieren? Gleichzeitig? Andererseits ...

Ich grinste. Joachims Mimik nach zu urteilen hielt sich seine Begeisterung nämlich doch in Grenzen. Immerhin war ich größer als er – und wer weiß, was die Goths alles so in ihren Taschen hatten?

Naja, das könnte ich ihnen ja verraten.

»Kann er gerne machen«, sagte ich. »Wenn ich dafür dann auch meinen Spaß mit ihm haben darf!«

Ich trat einen Schritt vor und starrte ihn an. Joachim war in der Achten. Wenn ich so einen Achtler nicht in die Knie zwingen konnte, gehörte ich ins Altersheim.

»Spaß?«, krächzte Joachim und krepelte sich den Ärmel wieder runter. »Was für Spaß?«

Martin warf mir einen bösen Blick zu. »Kümmert euch nicht darum. Die Alte spinnt nur.«

Die Alte lächelte. Denn schließlich hatte ich jetzt die ganze Aufmerksamkeit der Truppe und konnte aus meiner Position zusehen, wie Streber-Nerd sich von den anderen unbemerkt aus dem Staub machte. Schön. Einer in Sicherheit. Immerhin. »Also ich würde da ja ein paar Verzierungen anbringen.«

»Häh?«

Ich beschloss, die Katze aus dem Sack zu lassen: »Wenn du mir eins hinten drauf gibst«, demonstrativ schlug ich mit der flachen Hand gegen meinen Hintern (eine Geste, die nicht so toll rüberkam, wie ich dachte, weil ich noch immer meinen langen Mantel trug), »darf ich dir dafür ein bisschen was in deine Stirn ritzen. Ein Pentagramm oder sowas.«

Wenn sie mich schon Goth-Girl nannten, sollten sie auch was davon haben!

»Wie, ritzen?«, erkundigte sich Joachim.

»Die blufft doch!« Martin stieß ihn in die Rippen. »Das ist ein Bluff!«

»Und wenn nicht?« Joachim drehte seinen Kopf zu Martin. »Du hast gut reden, deine Denkplatte will sie ja nicht verzieren.« Beim Wort »verzieren« krümmte er Mittel- und Zeigefinger.

Martin zeigte mit dem Finger auf mich. »Die Alte hat kein Messer.«

Ich lachte auf. »Jeder Goth hat ein Messer.« Ich klopfte leicht gegen meine Tasche. »Ohne gehen wir gar nicht erst aus dem Haus.«

»Sowas ist verboten«, erklärte Martin.

»Scheiß drauf. Glaubst du, ich lass' mir von wem was sagen?« Insgeheim bewunderte ich mich selbst. Obwohl ich keine Ahnung hatte, wie ein Goth tatsächlich so drauf war, konnte ich die Klischeevorstellungen offenbar problemlos bedienen.

Das sollte mir mal jemand nachmachen.

»Also«, Joachim fuchtelte mit seinen Händen herum, »für mich ist die Sache klar. Ich schlage keine Mädchen.« Damit steckte er seine Hände demonstrativ in die Hosentaschen.

»Alter, was ist das denn?« Martin schaute ihn erstaunt an.

»Ich schlag' auch keine Frauen«, brummte einer der anderen beiden.

»Ich sowieso nicht!«

Martin holte tief Luft. »Dieses eine Mal«, stieß er hervor und drohte mir mit dem Zeigefinger. »Und jetzt Abmarsch.«

Wenigstens diese Initiative schien er sich nicht nehmen lassen zu wollen. Er schubste seine Torfköpfe voran, und bereitwillig setzten sie sich in Bewegung. »Messer ist unfair«, murmelte einer im Weggehen, was Martin mit einem herzhaften »Schnauze« quittierte.

Ich sah den Vieren nach, bis sie um die Ecke des Flures bogen. Dann hörte ich plötzlich ein leises Kichern hinter mir. Ich fuhr herum – vor mir stand Rachel.

»Wir Goths haben alle ein Messer«, kicherte sie. »Ohne gehen wir nie aus dem Haus!«

»Hast du etwa die ganze Zeit hinter mir gestanden?«, blaffte ich.

»Nöö. Würde ich mir nie erlauben. Ich war schon im Klassenzimmer. Und als die sich den Kleinen schnappten, wollte ich ... aber dann kamst du ja. Und besser hätte ich es auch nicht gekonnt, du Goth-Girl!«

Ich sah an mir herunter. Tatsächlich war ich heute beinahe komplett in Schwarz. Das war mir gar nicht aufgefallen. Schwarze Jeans, schwarze Stiefel, schwarzer Mantel. Ich mag schwarz, aber normalerweise achte ich darauf, wenigstens noch irgendeine andere Farbe zu tragen, um eben nicht als Gothic-Girl angesprochen zu werden. Wobei einigen meine Haare reichen, um mich so zu nennen – ein grüner Pulli riss dann auch nichts mehr raus.

»Du siehst auch nicht gerade wie jemand von der katholischen Schuljugend aus«, sagte ich und machte eine ausladende Handbewegung.

Rachel trug einen kurzen, rotschwarz karierten Rock und dazu Leggings. Dafür war aber ihr Pulli schwarz.

»He!« Sie zeigte nach unten. »Weinrote Stiefel. Und vor allem habe ich keinen Mantel an, der rüberkommt, als ob ich ihn in der Requisitenkammer von Buffy gefunden hätte.«

»Buffy? Dir ist aber schon klar, dass die Serie vor 13 Jahren eingestellt wurde?«

»Willst ja bloß nicht hören, dass du in der Kluft wie Spike aussiehst.« Rachels Grinsen wurde so breit, dass sie ihre eigenen Ohrläppchen hätte anknabbern können, und ihre dunkelbraunen Augen leuchteten vergnügt wie zwei Sterne im Super-Mario-Universum.

»Ich denk', ich bin das Goth-Girl? Und jetzt bin ich plötzlich ein Vampir?«

»Naja, noch nicht ganz. Spike hat kürzere Haare. Vielleicht solltest du ...«

»Vergiss es!« Ich streckte ihr die Zunge raus und ging ins Klassenzimmer. Typisch. Rachels Kurzhaarfrisur mit dem sorgsam rasierten Nacken sah zwar echt gut aus, aber ich wusste, dass dieser Look aus der Not heraus geboren war – sprödes und leicht verfilzendes Haar ergibt nun mal keine Lockenpracht.

»Aber sonst«, Rachel folgte mir plappernd, »deine blasse Optik, und vor allem diese

Abgebrühtheit, ts, ts. Katja Argenfeld, ich weiß gar nicht, was ich davon halten soll. Ich entdecke ja ganz neue Seiten an dir, du Nachtgeschöpf.«

Ich warf meine Tasche auf das Tischchen neben Rachels Platz. Den Namen hatte ich jetzt für den Rest des Tages weg, wenn ich nichts unternahm. »Ach ja? Dann siehst du aber aus wie ...« ich wandte mich um und sah Rachel an. Dummerweise hatte ich das Pech, dass mir nichts Passendes einfiel. »Du siehst aus wie ein Fremdenlegionär«, stieß ich schließlich hervor und verstärkte es angesichts ihres Teints mit einem »und zwar ein spanischer!« – was die Sache nicht besser machte.

Rachel schüttelte verwirrt den Kopf? »Ich? Aus der spanischen Legion?«

»Wegen ... weil ... du ... trägst Strumpfhosen.« Mir fiel plötzlich ein, dass ich dringend etwas in meiner Tasche suchen musste, und kramte in ihr herum. Wäre gut gewesen, wenn ich darin zufällig einen lässigen Spruch gefunden hätte. Dummerweise trug ich gerade keinen bei mir. »Das nennt man Leggings.« Rachel streckte ihre langen Beine aus, als wollte sie mir zeigen, was Leggings sind und wozu man sie benutzte.

»Ja, meine ich ja.«

»Und die von der spanischen Legion tragen das auch?«, erkundigte sich Rachel.

»Pausenlos. Den ganzen Tag.«

Ich gab die Suche nach dem Etwas auf und sah Rachel hilflos an. »Funktioniert nicht, was?«

»Aber sowas von überhaupt nicht, Spiky.«

Ich hängte meinen Mantel über die Lehne. Irgendwann musste ja mal Schluss mit dem Quatsch sein. »Guck, Mantel aus. Und wenn du jetzt noch einmal Vampir oder Nachtschattengewächs oder so etwas zu mir sagst, dann darfst du nicht auf meine Geburtstagsparty!«, drohte ich ihr.

Rachel zog eine Schnute. »Och. Dabei habe ich schon so ein tolles Geschenk für dich!«

»Ach ja?«

»Ein Kettenhemd.«

Ich sah sie verständnislos an. »Was soll ich denn damit?«

»Na, damit dir niemand im Schlaf einen Holzpflöck ins Herzzrammen kann.«

Sie duckte sich schnell weg und wich meinem spielerischen Schlag aus.

»Nein, mal im Ernst«, meinte sie dann, »hast du denn jetzt das Platzproblem gelöst?«

Ich seufzte und ließ mich auf den Stuhl fallen. »Nicht wirklich. Ich wollte es ja bei Isabel machen, ich meine, sie hatte mir das als Geschenk versprochen. Aber jetzt haben ihre Eltern es sich doch andersüberlegt.«

»Ja, das hat sie mir auch schon erzählt. Und nun?«

Ich holte tief Luft – das war aber leider auch alles, was mir zu dem Problem einfiel. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, zu meinem sechzehnten Geburtstag mal eine richtige Party zu geben. Sonst war ich immer die Eingeladene, und irgendwann sollte man sich revanchieren. Pyjamapartys und all das fanden bei mir nie statt, weil es extrem unpraktisch ist, immer die kleine Schwester mit im selben Zimmer zu haben. Allein deswegen wollte ich auch mal die Gastgeberin sein, und netterweise hatte Isabel mir die Nutzung ihres Partykellers versprochen. Ihre Erzeuger hatten mir

jedoch einen Strich durch die Rechnung gemacht. Eltern eben.

»Und wenn du mal hier in der Schule fragst? Die könnten doch ruhig eines der Klassenzimmer einer braven Schülerin zur Verfügung stellen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Versicherungstechnisch geht das nicht. Die Idee hatte Isabella auch schon.«

»Hmmm«, machte Rachel und tippte mit ihrem Daumenknöchel gegen ihre Unterlippe. »Also irgendeine Lösung müssen wir da finden.«

Aber so sehr wir uns das Hirn zermarterten, wir fanden keine, obwohl wir den ganzen Schultag darauf verwendeten. Isabella entschuldigte sich zuerst in Deutsch, dann in Mathe und später nochmal in Geschichte dafür, dass ihre Eltern »so spießig« seien und »überhaupt keine Ahnung von der Jugend« hätten, und erklärte, dass sie das »aber mal wirklich anders« mit ihren eigenen Kindern machen würde. Dazu schüttelte sie den Kopf, dass ihr blonder Pferdeschwanz hin- und herflog.

Sara meinte was von wegen »Juze« und ich brauchte eine Weile, ehe ich darauf kam, dass sie das örtliche »Jugendzentrum« meinte. Aber ich hatte wenig Lust, in einem Laden zu feiern, der sich »Jugendcontainer« nannte. Und weil ich als Atheistin wenig mit Religion am Hut hatte, brauchte ich es gar nicht erst bei irgendwelchen kirchlichen Einrichtungen zu versuchen.

Als die Schule endlich aus war, war ich dementsprechend frustriert und wortkarg. Wenn mir jetzt jemand dumm gekommen wäre, hätte ich nicht dafür garantieren können, dass ich ihm nicht doch irgendwas in die Stirn geritzt hätte. »Eltern sind doof« oder »Was 'ne Scheiße« wären meiner Stimmungslage angemessene Slogans gewesen.

Die Ludwig-Renn-Schule spuckte uns aus. Einige andere aus meiner Klasse machten sich auf den Weg ins Café Central – das war fast schon Tradition, aber eine, die mich nicht reizte. Andererseits hatte ich keine Lust, mir von Kendra wieder anhören zu müssen, ich sei »verlie-hiebt.«

Also beschloss ich, Rachel auf ihrem Nachhauseweg zu begleiten. Rachels Weg führte in der Nähe unseres alten Hauses vorbei, welches meine Mutter vermietet hatte, um unser Einkommen aufzubessern. Eine bessere Entscheidung wäre es gewesen, dort wohnen zu bleiben, dachte ich. Aber die Mieteinnahmen für das Haus überstiegen die Mietzahlungen für unsere Wohnung bei weitem. Auch etwas, was ich nie so ganz verstanden hatte, denn ich selbst hätte niemals so viel Geld dafür ausgegeben, in der inzwischen recht heruntergekommenen Bude zu hausen. In meinem Vampir-Mantel ging ich neben Rachel her, der so langsam die Vorschläge ausgingen, weshalb sie am Ende ebenso in dumpfes Brüten verfiel wie ich und mit hängendem Kopf voran trottete. Plötzlich blieb sie stehen und sah auf.

»Was machen wir hier eigentlich?«

»Wie, was machen wir hier?«

»Na, du bist doch hier langgegangen!« Sie sah mich an.

»Ich bin nur hier lang, weil du ...«

»Nein, nein, nein. Ich hätte eigentlich schon vor zwei Straßen links abbiegen müssen.«

Ich sah mich um. Eine ruhige Straße, Einfamilienhäuser zu beiden Seiten, die typischen Siedlungshäuser der 50er Jahre. In so einem hatten wir gewohnt. Gepflegte

Vorgärten, der obligatorische Flächenwacholder und ein akkurat geschnittenes Rasenstück, ab und an eine Trauerbirke in Zwergform als Mittelpunkt der Gartenanlage. Ganz toll. Und doch so heimelig.

»Tut mir leid. Ich bin ganz in Gedanken zu unserem alten Haus gegangen.«

»Ah ja?« Rachel sah die Straße entlang. »Welches ist es denn?«

»Noch eine Straße weiter.«

»Okay«, Rachel stellte den Kragen ihrer Jacke auf. »Wo wir schon mal hier sind ...«

»Willst du dir das etwa ansehen?«

»Wieso nicht?«

»Das ist echt nur ein Haus wie jedes andere hier auch.«

»Und wenn schon? Ein kleiner Spaziergang hat noch keinem geschadet.« Sie ging ein paar Schritte voraus. »Komm schon«, rief sie. »Ob ich jetzt oder in einer Stunde zu Hause einchecke, ist doch schnuppe.«

Na, wenn sie das unbedingt wollte.

Wir gingen weiter und bogen in die nächste Straße ein. Zu meiner Überraschung sah ich schon von weitem einen Umzugswagen vor dem Haus stehen. Meine Schritte beschleunigten sich. Was war da denn los?

»Ah, hallo Katja«, grüßte der alte Herr Michelsen und reichte mir seine knöchelige Hand.

Ich erschrak. Als ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte, das musste so im Juli gewesen sein, hatte er noch deutlich besser ausgesehen. Inzwischen waren die Falten tief in sein Gesicht eingegraben, und seine Hand fühlte sich kalt an, die Haut wie Pergament.

Wie ein Kavalier alter Schule zog er seinen Hut und verneigte sich leicht, eine Bewegung, die ihm ein schmerzliches Lächeln auf die Lippen zauberte. »Ah, das geht auch nicht mehr so gut wie früher.«

»Sie müssen sich nicht diese Umstände machen«, sagte ich, aber er wehrte meine Bemerkung mit einer Handbewegung ab.

»Papperlapapp. In meinem Alter hat man nicht mehr oft Gelegenheit, so reizende junge Damen begrüßen zu dürfen, da muss man sich eben zusammenreißen.« Das tat er auch sichtlich, denn als er wieder hochkam, war sein Gesicht leicht verzerrt. »Geht schon«, meinte er, als er Rachels und meine besorgten Blicke bemerkte.

»Tja, äh, darf ich vorstellen, Walter Michelsen, unser Mieter, und das da ist Rachel Morgenstern, meine Freundin.«

»Sehr erfreut.« Walter reichte Rachel lächelnd die Hand. »Sehr, sehr erfreut. Aber ich muss dich auf einen kleinen Fehler in deiner Begrüßung aufmerksam machen, Katja. Ich bin künftig euer Ex-Mieter.«

»Wollen Sie ausziehen?«, entfuhr es mir, was eine selten dumme Frage war, denn wir standen am Gartenzaun neben dem Umzugswagen, und seitdem wir das taten, waren drei Mal Möbelträger an uns vorbeigezogen und hatten Kisten und Kartons im Lieferwagen verstaut.

»Ja, ich hatte auch nicht gedacht, dass es nun so schnell geht, aber in der Wohnanlage am Urnenfeld ist ein kleines Appartement freigeworden. Da geht es jetzt hin.«

Rachel hob ihre geschwungenen Augenbrauen. »Wie heißt die Wohnanlage? Am

Urnenfeld? Das klingt ja schon voll nach Friedhof!«

Ich stieß sie an. »Das ist doch jetzt nicht der Punkt.« Den Satz brachte ich noch fehlerfrei raus, aber dann setzte mein Hirn aus. Walter Michelsen wollte ausziehen? Aber ... sein Garten ... und das Haus ... und außerdem ...

Herr Michelsen schien meine Gedanken zu erraten. »Ich bin in diesem Sommer 80 geworden«, sagte er. »Und nachdem vor zwei Jahren meine Elisabeth gestorben ist ...«

»Das war seine Frau«, flüsterte ich Rachel zu, woraufhin ich ein ebenso geflüstertes »Nein, wirklich, ich dachte, das war seine Edeltanne«, zu hören bekam.

Herr Michelsen übergang unsere armselige Vorstellung. »... ist mir das Haus einfach zu groß und der Garten auch.«

»Aber der Garten ist sehr schön«, sagte ich und deutete auf die Rasenfläche, die Ziersträucher und den Apfelbaum, den mein Vater noch gepflanzt hatte. Damals hatte er mir versprochen, dass wir nächsten Sommer die ersten Äpfel gemeinsam essen würden. Da war dann ja nichts draus geworden, weil er seine Äpfel doch lieber in Südtirol aß.

Unser künftiger Ex-Mieter lächelte verlegen. »Und das alles ist sehr pflegeintensiv. Dabei will ich doch jetzt endlich meine Rente genießen.«

»Jetzt erst?«, fragte Rachel.

»Äh, ich meine, ich will sie ab jetzt endlich richtig genießen«, sagte Herr Michelsen schnell. »Jedenfalls, oh.« Er brach ab und fuhr mit der Hand in seine Jackentasche. »Den wollte ich eigentlich mit der Post schicken, aber jetzt kannst du ihn ja mitnehmen und deiner Mutter geben? Das ist die Kündigung.« Er hielt mir einen weißen, bereits frankierten Umschlag hin, auf dem in noch immer gestochener Handschrift unsere Adresse stand.

»Jetzt nimm ihn schon.« Rachel stieß mir ihren Ellenbogen in die Seite. »Der beißt nicht.«

Nein, das tat er nicht. Trotzdem kam es mir vor wie das Ende einer Ära. All die Jahre hatte Herr Michelsen auf das Haus meiner Eltern, auf unser Haus, aufgepasst. Er war mir immer mehr wie ein Verwalter denn ein Mieter vorgekommen. Neun Jahre lang hatte ich die Illusion gehabt, dass unser Haus noch immer unser Haus wäre, dass ich jederzeit hätte hineingehen können, wenn ich gewollt hätte – und Walter Michelsen mich hätte hineinlassen müssen, weil er ja bloß der Hauswart war. Die Illusion war auch deshalb perfekt, weil er am Haus selbst nie Veränderungen vorgenommen und auch den Garten so belassen hatte, wie er war. Neue Mieter würden das sicherlich nicht mehr so handhaben. Die würden alles umstellen, umpflanzen und neu anmalen und sich nicht darum kümmern, wie es vorher ausgesehen hatte.

»Ich habe als Kündigungsdatum den 28. Februar nächsten Jahres eingetragen. Natürlich zahle ich bis dahin noch die Miete.«

»Ja«, murmelte ich. Rachel nahm den Umschlag und drückte mir das Papier in die Hand. »So, schön festhalten, nicht, dass er noch wegweht.«

»Tut mir leid, Katja. Aber ihr findet bestimmt nette Nachmieter. Vielleicht könnt ihr sogar mit der Miete raufgehen?«

»Wann können denn die ersten Leutchen die Bude besichtigen?« Herr Michelsen

sah Rachel an. »Ach, von mir aus gleich. Der Umzug sollte morgen abgeschlossen sein, dann können wir die Schlüsselübergabe machen. Falls ich was vergessen haben sollte, melde ich mich.«

»Na ist doch wunderbar. Also dann wünsche ich Ihnen alles Gute auf dem Urnen... äh ... also, da eben.«

Rachel nahm Herrn Michelsens Hand und schüttelte sie, als hätte sie ihm soeben zu einem Sechser im Lotto gratuliert. Ich nahm das alles noch nicht richtig wahr. Mir kam es wie ein Traum vor.

Ein Fenster im Haus öffnete sich. »He, Chef! Die Musiktruhe, soll die mit?«

»Ich komme gleich«, rief Herr Michelsen zurück. »Wie ihr seht, muss ich mich leider für heute verabschieden.«

»Kein Problem. Wir schauen morgen wieder vorbei.« Rachel lächelte. Zusammen sahen wir zu, wie Herr Michelsen seine Hand zum Gruß erhob – er verzichtete auf eine erneute Verbeugung, was mein Gewissen beruhigte – und im Haus verschwand. Auf dem Weg dahin wäre er beinahe von einem vierschrötigen Schrank, der einen kleinen Schrank trug, über den Haufen gerannt worden.

»Passen Sie doch auf«, rief ich dem Schrank zu, wurde aber ignoriert und von Rachel hinter den Wagen gezogen. »Problem gelöst«, strahlte sie mich mit ihren dunkelbraunen Augen an.

»Wieso, was für ein Problem?«

»Mann, Katja! Das ist doch super. Du suchst eine Party-Location, und da«, sie deutete in Richtung Haus, »ist eine. Mitten in der Stadt, kein Jugenddings mit *wir-müssen-aber-erstmal-drüber-reden-Sozpäds*, garantiert pfarrerfrei und dein eigenes Ding. Ein ganzes Haus. Scheiß auf Isabellas Partykeller. Du hast da deinen eigenen!«

»Das ist der Partykeller von Walter Michelsen.«

»Ja, aber nur noch bis morgen. Dann kriegst du die Schlüssel, und wir haben noch genug Zeit, um alles vorzubereiten.«

»Pah. Was glaubst du, was passiert, wenn ich das hier«, ich fuchtelte mit dem Umschlag vor ihrer Nase herum, »meiner Mutter übergebe? O Gott, Walter zieht aus, oh, da müssen wir sofort neue Mieter finden, wir brauchen doch das Geld ...«

»Unsinn«, unterbrach sie mich. »Erstens zahlt er ja noch bis Februar. Und zweitens ... ne, kein zweitens. Eben weil er bis Februar zahlt, spielt es keine Rolle, wann deine Mutter das erfährt, ob nun heute oder in 14 Tagen. Ist doch egal.«

»Du meinst ...«

Rachel nahm mir den Umschlag aus der Hand, faltete ihn und steckte ihn mir in meine Innentasche. »Ich meine, Süße! Das wird eine verschärfte Party, und sie findet da drüben statt. Und du kannst noch viel mehr Leute einladen, als du dachtest. Marit, Andreas, Lucas ...«

»Jetzt fang du nicht auch noch mit Lucas an«, stöhnte ich. »Ich bin nicht blond.«

Rachel zwinkerte mir zu. »Na und? Dann zeig ihm eben deine Oberweite. Die zählt mehr als jede Haarfarbe, glaub mir.«

Ich seufzte.

Es dämmerte bereits, als ich zu Hause eintrudelte. Ich hängte meinen Mantel an den Haken, zog meine Stiefel aus und rief ein »Halloho« in die ansonsten stille Wohnung.

Als ich die Tür zum Wohnzimmer – welches nachts zum Schlafzimmer meiner Mutter umgebaut wird – öffnete, saßen dort Kendra und Kora friedlich nebeneinander und stickten. In dem Punkt kam meine Schwester ganz nach meiner Mutter. »Textilisches Gestalten« war Mamas Lieblingsfach, und Kora verkündete heute noch ab und an, dass sie sich dieses »Superkleid« selbst genäht habe. Dabei zog sie dann immer einen Fetzen aus dem Kleiderschrank, den sich nicht mal Lady Gaga anziehen würde, und hielt ihn hoch wie eine Trophäe. Ich fasse es nicht, was die Jugend in den 80ern alles trug. Aber natürlich bewunderte ich jedes Mal diese geschmackliche Entgleisung und bedauerte gleichzeitig, nicht dazu in der Lage zu sein, ebenfalls so etwas »Originelles« zu schaffen.

»Originell« ist für solche Situationen ein gutes Wort. Auch »bemerkenswert«, »außergewöhnlich« oder »alternativ« sind praktische Worte, mit denen man nichts falschmachen kann. Denn »außergewöhnlich« war das wirklich, was meine Mutter da in ihrer Jugend produziert hatte. Und auch, was Kendra an jenem Tag machte. Sollte wohl so etwas wie ein Tischdeckchen werden.

Kendra hielt das Deckchen hoch. »Wie gefällt es dir?«

»Sehr phantasievoll!«

»Nicht wahr?«, Kendra strahlte wie ein kleines Atomkraftwerk.

»Siehst du, Mama?«

Kora warf mir einen Blick zu. »Ich hatte ihr gesagt, rote Stickereien auf blauem Grund seien vielleicht etwas augenfeindlich, aber ...«

»Katja hat viel mehr Geschmack als du«, krächte Kendra und stieß eifrig die Nadel in den dünnen Stoff. Von mir aus wären die Farben ja noch gegangen, aber dieses ewige Wechseln zwischen Kreisen und Kreuzen sorgte dafür, dass das Ganze mehr aussah wie eine Partie Tic-Tac-Toe in der Klapse!

Ich ließ mich in den Sessel fallen und schaltete den Fernseher an.

Kora runzelte die Stirn. »Musst du denn gar keine Hausaufgaben machen?«

»Später«, sagte ich, »und nicht so viel. Was gibt's zum Essen?«

»Brot.«

Ich nickte. Ich wusste auch nicht, warum ich jeden Abend diese Frage stellte – die Antwort war eh immer die gleiche. Naja, es hieß ja nicht umsonst »Abendbrot« und nicht »Abendnudelauflauf« oder »Abendgemüselasagne«.

»Ich hab' jetzt Hunger«, quengelte Kendra.

»Du kannst ja schon mal den Küchentisch decken«, schlug Kora vor.

Ich grinste insgeheim. Auf dem Schirm fingen gerade die Nachrichten an, und das war die einzige Sendung, bei der man meine Mutter nicht von der Glotze weglocken konnte. Man muss immer wissen, was in der Welt vor sich geht, lautete einer ihrer Lieblingsprüche.

Kendra sauste aus dem Zimmer, ich streckte die Beine aus und ließ die Arme über den Lehnen baumeln. Umschalten konnte ich jetzt nicht, ohne eine mittlere Familienkrise und eine Grundsatzdiskussion über das politische Desinteresse der heutigen Jugend auszulösen. In den 80ern, mit Pershing-II und NATO-Doppelbeschluss (Worte, mit denen heutzutage kein Mensch mehr was anfangen kann), da war das ganzanders, angeblich, jaja. Also ließ ich mich von der sonoren Stimme des Nachrichtensprechers berieseln und schaute mir unter halb

herabgelassenen Lidern die Clips an, während meine Mutter auf der Couch saß und die Worte des Nachrichtensprechers förmlich aufsaugte.

Überraschung des Tages war, dass der britische Premierminister von seinem Premierminister-Amt zurückgetreten war – und niemand eine Ahnung hatte, wieso und weshalb. Als Nachfolger kam offenbar ein Typ namens Harold Jones in Frage – oder eine Trulla, die der Sprecher als Harriet Saxon vorstellte. Ich überlegte kurz, ob ich weiter zuhören sollte, und entschied mich dann dagegen.

Meine Mutter hingegen schien geradezu fasziniert zu sein von den Neuigkeiten; sie hockte auf dem Sofa und starrte die Mattscheibe an, den Rücken kerzengerade wie die Stehlampe neben ihr. Wenig später saß auch ich kerzengerade im Sessel.

Kendra war zurück ins Wohnzimmer gekommen und hielt einen Brief hoch in der Luft. Den Brief. Den von Michelsen. »Ich hab' was gefunden. Ich hab' was gefunden«, trällerte sie und tanzte vor mir herum. Ich schnellte hoch und packte sie am Handgelenk.

»Gib das sofort wieder her!«

»Aua. Du tust mir weh. Mama, Katja tut mir schon wieder weh.«

»Ich tu dir gleich noch mehr ...«

»Katja, also wirklich. Jetzt sei doch wenigstens du vernünftig.«

Wir standen nebeneinander und schauten unsere Mutter an, ich Kendras Handgelenk fest im Griff, sie den Brief.

»Das geht sie aber nichts an«, rief ich.

»Das ist bestimmt ein Liebesbrief.«

»Den du mir aus der Tasche gezogen hast!«

»Aha, also ist es wirklich ein Liebesbrief.« Kora lächelte.

Ich holte tief Luft und hielt inne. Dachte über meine Möglichkeiten nach und entschied mich – auch wenn das weiteren Spott bedeutete – dafür, zu sagen, dass es meine Privatangelegenheit sei. Ich konnte ja schlecht zugeben, dass der Brief von Walter Michelsen war und ich ihn unterschlagen hatte, um im leerstehenden Haus meine Party zu feiern. Mit der wäre es dann nämlich Essig gewesen.

»Ich wusste es doch! Siehst du, Mama, ich wusste es.«

»Ja, schön, du hast recht. Und jetzt gibt mir den Brief.«

Kendra verzog die Mundwinkel, was sie immer tat, wenn sie nachdachte, und ich nutzte den Moment der Unaufmerksamkeit und riss ihr den Wisch aus der Hand.

»Hee!«

»Ist meins!«, sagte ich nachdrücklich.

Kendra trabte schmollend zur Couch und setzte sich neben Kora.

»Und?«

»Wie, und?«, fragte ich leicht verwirrt und steckte den Brief in meine Hosentasche, ehe Kora erkennen konnte, dass er an sie adressiert war. Glücklicherweise hatte Kendra in ihrer Euphorie ganz übersehen, nachzugucken, für wen der Brief überhaupt war. Soviel zu ihrer Intelligenz.

»Vorlesen!«, krächte Kendra und zeigte auf meine Hosentasche. »Vorlesen.«

»Du spinnst ja wohl!« Ich stand vor dem Couchtisch, einemrichtigen Boliden, wie man ihn früher hatte, und kam mir vor wie vor einem Tribunal. Ich verschränkte die Arme vor der Brust. »Kannst du vergessen.«

»Nein, Schätzchen, ich finde auch, dass das Katjas Privatangelegenheit ist.« Kora stand auf und ging zur Tür. »So sehr ich das auch interessant fände, wenn Katja darüber nicht reden möchte, müssen wir das respektieren.«

Na danke für solches Verständnis.

»Dann werde ich mal das Essen vorbereiten. Katja, erzählst du mir nachher, was in der Welt passiert ist?« Anscheinend hatte der Stress sie aus ihrer Nachrichten-Meditation herausgerissen.

»Schau dir doch die Tagesschau an«, rief ich ihr nach.

Kendra grinste mich vom Sofa her an. »Ich sag doch, du bist verliebt!«

Ich zog scharf die Luft ein. »Wo hast du den Brief überhaupt her?« Kendra sah an mir vorbei aus dem Fenster. »Wo hast du den Brief her?«

Kendra schmolte.

Ich machte einen Schritt auf sie zu und starrte sie von oben herab an. »Woher?«

Kendra verschränkte die Arme vor der Brust. »Der steckte in deiner Manteltasche. Aber so weit oben, ich musste ihn nur anstupsen, und er fiel runter.«

»Du hast meinen Mantel durchsucht.«

»Nein. Der hing so da, innen nach außen«, stieß sie hervor.

Ich ging in die Knie, sodass ich auf Augenhöhe mit ihr war. »Fingerweg von meinen Sachen.«

»Ich dachte, es ist ein Brief von Papa.«

»Was? Wieso das denn?«

»Hätte doch sein können. Er hat schon so lange nicht geschrieben. Aber es ist nicht seine Handschrift.«

»Es ist ja auch nicht ...«, ich brach ab. Beinahe hätte ich verraten, dass es eben auch nicht mein Name war, der auf dem Umschlag stand. Manchmal hatte es doch Vorteile, so ähnlich zu heißen wie die eigene Mutter. Da kann man handschriftlich geschriebene Vornamen schon mal verwechseln.

»Na schön«, ich erhob mich. »Vergessen wir das.«

»Kommt ihr?«, rief meine Mutter aus der Küche.

»Ich dachte, es ist ein Brief von Papa.« Dieser Satz von Kendra ging mir nicht mehr aus dem Sinn. Wie mochte es wohl für sie gewesen sein, als sich Peter buchstäblich über Nacht aus dem Staub gemacht hatte? Ich meine, sie war damals gerade anderthalb Jahre alt und dürfte davon daher nichts mitbekommen haben. Andererseits bedeutete das auch, dass sie ihren Vater eigentlich nie kennengelernt hatte. Anders als ich. Ich konnte dem Begriff »Vater« ein Gesicht zuordnen.

Ich weiß noch, dass ich es selbst erst nicht glauben konnte und ungeheuer wütend wurde. Was fiel ihm eigentlich ein, uns alle drei so zu verarschen? Mir fantastische Abenteuer zu versprechen – einer Siebenjährigen, die natürlich noch alles glaubt, was ihr Vater ihr erzählt – und sich dann über Nacht aus dem Staub zu machen. Und die Briefe, die er mir ab und an schrieb, konnte er sich sonst wo hinstecken. Sich alle halbe Jahre an einen Rechner setzen und mal kurz ein paar Zeilen hämmern, das konnte ich auch. Das konnte jeder Idiot. Dafür brauchte man keine Beziehung. Da könnte ich genauso gut Tochter einer Single-Mutter sein. Das Single-Dasein hat sowieso viele Vorteile. Man wird nicht von heute auf morgen sitzengelassen, und wenn man Kinder hat, muss man denen gegenüber nicht auch noch Verständnis für

etwas heucheln, das nicht zu verstehen ist – und was mich zusätzlich auf die Palme bringt: Kora schien das alles nur irgendwie tragisch zu finden.

»Ach Katja«, ihr Lieblingsseufzer, wenn es mal wieder um Peter ging. Dabei hatte er sie ja mit zwei kleinen Kindern sitzengelassen. Sie hätte also alles Recht der Welt gehabt, ihn zum Teufel zu wünschen, verdammt nochmal! Nein, ich hatte kein Interesse mehr an meinem Erzeuger!

Aber wie dachte Kendra wohl darüber? Ab und zu schrieb er auch ihr Briefe, erst kindliche, die Kora ihr vorlas, und dann, als sie selbst lesen konnte, bekam Kendra ihre eigenen – aber eben nur ziemlich selten.

Ach, was machte ich mir eigentlich Gedanken darüber? War doch nicht meine Baustelle. Trotzdem kam ich nicht zur Ruhe. Nachdem ich mich gefühlt zwei Stunden im Bett hin- und hergewälzt hatte, stand ich schließlich auf und trat ans Fenster.

Sagte man nicht, wenn man nicht einschlafen kann, müsse man einfach eine Viertelstunde lang etwas ganz anderes tun, und dann ginge es?

Draußen war alles in das gräuliche Licht des Mondes getaucht. Der sternenklare Himmel verriet eine eiskalte Nacht, und ich fragte mich, wie viele Mädchen in unserer Stadt jetzt wohl auch am Fenster standen und hinaussahen. Rachel vielleicht? Naja, eher nicht, die würde sich vermutlich Kopfhörer aufsetzen und ihre Trommelfelle zum Vibrieren bringen oder sich zum gefühlt hundertsten Mal das Serienfinale von Buffy ansehen. Isabel? Würde vermutlich im Internet herumsurfen, und zwar auf Seiten wie *ich-liebe-pferde-ganz-doll.de*, *ganz-doll-liebe-ich-pferde.de* und *aber-suesse-haeschen -liebe-ich-auch.de!* Und Sara, die Leseratte, setzte sich ihre Brille auf, schaltete das Licht an und schmökerte in irgendwelchen Romanen oder sogar Schulbüchern.

Tja. Alle würden in ihren Zimmern das tun können, was sie wollten, nur ich nicht. Ich konnte nur hier herumstehen und die Nacht betrachten, wenn ich Kendra nicht wecken wollte.

Was Lucas wohl machte? Ach, zum Teufel, was interessierte mich der überhaupt.

»Was machst du da?«

Ich fuhr herum. Kendra saß aufrecht in ihrem Bett.

»Wieso schläfst du nicht?«, flüsterte ich.

»Tust du ja auch nicht.«

»Ja, weil ich nicht schlafen kann.«

»Ich auch nicht.«

»Und wieso nicht?«

»Wieso kannst du denn nicht schlafen?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht. Ist einfach so.«

»Wegen Lucas?«

Ich ballte die Fäuste. »Was verdammt noch mal hast du eigentlich immer mit Lucas?«

»Du sprichst im Schlaf von ihm.«

»Was?«, entfuhr es mir, ehe ich mich unter Kontrolle hatte. »Was?«, wiederholte ich wispernd.

»Ja, manchmal, nachts. Da redest du so Zeug.«

Ich schüttelte verwirrt den Kopf. »Und was sage ich da so?«

Kendra legte den Kopf leicht schief und schwieg.

»Komm schon. Ich mein' es ernst. Ich höre zum ersten Mal, dass ich im Schlaf spreche.«

»Na ja«, meinte sie gedehnt, »so Sachen wie ... *komm endlich* oder *das kann nicht sein* oder *was macht denn der hier?* ... Vieles verstehe ich aber auch nicht. Das ist dann so, als ob du eine andere Sprache sprichst.«

Ein Schauer lief mir über den Rücken. Ich sprach andere Sprachen, während ich schlief?

»Mach dir nichts draus, ich hab' mich daran gewöhnt.«

»Ja, ich mich aber nicht, ich meine ...«, ich brach ab.

»Ich ... rede im Schlaf von Lucas?«

Kendra nickte. »Letzte Nacht zum Beispiel. Und weil Mama immer sagt, Träume verraten unsere Gedanken, musst du viel an Lucas denken, und warum wohl?« Der Triumph in ihrer Stimme war kaum zu überhören, aber mich beschäftigte etwas ganz anderes.

Ich sprach im Schlaf! Was sollte ich dazu sagen? Vor allem, wie musste das auf Kendra wirken? Sie musste ja denken, ich hätte einen an der Waffel.

Meine Schwester schien meine Gedanken lesen zu können. »Echt. Ist nicht schlimm. Du tust ja nichts. Du liegst nur da und redest.«

»Und wie oft mache ich das?«

»Das mit Lucas ist neu.«

Ich ging zu meinem Bett, setzte mich auf die Kante und sah Kendra an. Inzwischen hatten sich meine Augen sehr gut an die Dunkelheit gewöhnt. »Ich kann mich gar nicht daran erinnern, von ihm geträumt zu haben.«

»Das haben Träume so an sich.« Kendra zeigte zum großen Kleiderschrank, der am Fußende meines Bettes stand und den wir uns teilten. »Früher habe ich auch mal geträumt, das da sei ein Tor, und wenn man da durchgeht, dann kommt man ganz woanders raus. Aber heute weiß ich, dass das nur ein Traum war.«

»Aber du kannst dich an den Traum erinnern.«

»Nicht an alles. Das ist eben so. Träume sind Schäume.«

»Genau.« Ich legte mich wieder hin und deckte mich zu. »Träume sind nur Gedankengewitter.«

»Außer, wenn man von Lucas träumt«, kicherte Kendra.

Ich warf mein Kopfkissen nach ihr, Kendra quiekte überrascht, aber vergnügt auf. »Kissenschlacht«, rief sie.

»Nein, keine Kissenschlacht, wir müssen jetzt schl...«, weiter kam ich nicht, weil mein eigenes Kopfkissen zurückgeflogen kam.

IMPRESSUM

HYBRID VERLAG

Vollständige Taschenbuchausgabe
01/2019

© by Alexander Drews

© by Hybrid Verlag, Homburg

Umschlaggestaltung: © 2018 by Creativ Work Design, Homburg
Lektorat: Tatjana Reiber

ISBN 978-3-946-82033-8

www.hybridverlag.de
www.hybridverlagshop.de